(Zweites Blatt.)

Thorner Zeitung

Nr. 136 — Donnerstag, den 13. Juni — 1901

Aus der Provinz.

Culm, 10. Juni. Laut telegraphischer Anordnung bleibt die Berufung des Herrn Dr. Paulus zum Direktor des königlichen Gymnasiums hierselbst bestehen. Die Einführung wird morgen Herr Provinzialschulrath Dr. Collmann-Danzig vollziehen. — Der Vorstand des Gauvereins für Bienenzucht zu Marienburg hat beschlossen im Kreise Culm vom 3. Juli bis 6. Juli in Kl. Czyste, Bahnhof Stolno, einen Bienenzuchtkursus zu eröffnen. Mit der Leitung ist der Bezirksvorsitzende des Culmer Landes Herr Filcek-Pniewitten beauftragt worden.

***Elbing**, 11. Juni. Aus Kahlberg wird berichtet, daß die Leichen der auf dem Haff Verunglückten: Kaufmann Federau und Knabe Hans Mietzke am Sonnabend Vormittag von Fischern aus Liep am Leuchtthurm unweit des Strandes aufgefunden worden sind. Bemerkenswerth ist die Thatsache, daß man in dem Segelboot die Schuhe des Herrn F. gefunden hat. Es gewinnt den Anschein, als ob der Knabe M. zuerst über Bord gefallen ist und F. bei dem Versuch, ihn zu retten, seinen Tod gefunden hat. — Der von den Dünenarbeiten bei Neukrug ausgerückte Zuchthaussträfling Wilhelm Kreutzmann ist nunmehr in Hannover, wo er vor acht Tagen bei einem Buchhändler einen Ladenkassen-Diebstahl ausgeführt hat, erwischt und verhaftet worden. K. war selbstverständlich unter falscher Flagge gesegelt und hatte sich als Eisendreher Karl Schröder aus Berlin bezeichnet.

* **Dirschau**, 10. Juni. Der Chef des Generalstabes der Armee, General der Kavallerie Graf von Schlieffen, trifft morgen Mittag in Begleitung zweier höherer Offiziere des großen Generalstabes zu Wagen aus dem Manövergelände hier ein. Am Nachmittag unternehmen die Herren abermals eine Fahrt ins Manövergelände und zwar in die Umgegend von Dirschau, wo sich bekanntlich ein großer Theil der Feldmanöver abspielen wird.

Rosenberg, 12. Juni. Ein langwieriger Prozeß wegen eines Weges kommt am 17. Juni d. Js. vor dem Ober-Verwaltungsgericht zu Berlin zur Entscheidung. Als vor nunmehr 3 Jahren ein Herr v. B. das in unmittelbarer Nähe der Stadt gelegene Parkgrundstück kaufte, glaubte er auch das Besitzrecht auf einen über sein Grundstück führenden Weg erworben zu haben. Dieser Weg stellte eine bequemere Verbindung mit dem Bahnhof her und wurde auch von den Kindern der Dt. Eylauer Vorstadt als Schulweg benutzt. Von den früheren Besitzern ist gegen die Benutzung des Weges nicht eingewendet worden, er wurde vielmehr allgemein als ein öffentlicher angesehen und ist auch auf der Kataster-Karte als ein öffentlicher verzeichnet. Trotzdem ließ Herr v. B. s. Z. den Durchgang über sein Grundstück durch Zäune versperren; die Stadt wurde gegen ihn klagbar. In den Vorinstanzen wurde der Prozeß zu Gunsten der Stadt entschieden.

* **Jarotschin**, 10. Juni. Zum zweiten Mal fand gestern hier ein deutscher Tag statt. Ueber 4000 Personen, namentlich Angehörige der unteren Volksschichten hatten sich aus allen Theilen der Provinz eingefunden. Auch hervorragende Personen aus Stadt und Provinz Posen waren anwesend. Die Herren Kennemann und v. Tiedemann wurden mit lebhaftem Beifall begrüßt, ihre zündenden Ansprachen riefen eine tiefgehende Wirkung hervor. Bis zum späten Abend bot der Festplatz, das Jarotschiner Schützenhaus, ein bunt bewegtes Bild.

* **Posen**, 10. Juni. Ein Unglücksfall hat sich in der Nacht zum Sonntag auf dem hiesigen Bahnhof zugetragen. Der Bahnpostschaffner Koller wurde todt aufgefunden. Er war beim Ueberschreiten der Gleise zwischen die Puffer rangirender Wagen gerathen und zerquetscht worden. Allem Anschein nach hat der Unglückliche den Packwagen aufsuchen wollen und unterlassen, sich Gewißheit zu verschaffen, ob die Strecke auch vollständig frei sei. Das war nicht der Fall, — zwei Wagen rollten herbei und ehe noch Koller das nächste Gleis gewinnen konnte, hatten ihn die Puffer erfaßt. Er wurde an der Brust derart erheblich verletzt, daß der Tod bald darauf eingetreten sein muß.

Der Konsul von Guadalonda.

Humoreske nach dem Ungarischen von Armin Ronai.

(Nachdruck verboten.)

Ich habe einen Freund, den das Schicksal mit allen Glücksgütern der Erde gesegnet hat, der steinreich ist eine reizende Frau besitzt und fast nichts zu thun hat. Dieser Freund mit den seltenen Eigenschaften begegnete mir vor einiger Zeit auf der Straße. Sein Gesicht war ganz besonders verklärt, es lag etwas wie stolzes Selbstbewußtsein in seinen Zügen.

„Was ist denn geschehen?“ frug ich den Krösus, „Du strahlst ja förmlich vor Glück und Wonne!“

„Ah, Du hast es gleich gemerkt! Ja, es ist etwas Besonderes geschehen. Denke Dir nur, ich bin Konsul geworden“

„Konsul! Ja, lebt denn der alte Caligula noch?“

„Siehst Du,“ meinte er fein lächelnd, „es ist doch gut, daß ich das Konsulat angenommen habe. Jeder weiß darauf einen schlechten Witz zu machen. So ist doch der Posten zweifellos sehr amüsant! Thatsache ist aber, daß ich Konsul geworden bin.“

„Und, wenn man fragen darf, welcher Staat hat sich denn mit Deiner Person beglückt?“

„Wart' nur — wie heißt das Land doch gleich? Weißt Du, der Name klingt ganz komisch, ich habe ihn mir aber auf meiner Manschette notirt. Hier steht es: Republik Guadalonda.“

„So so, also eine Republik, und dazu noch von wo dahinten! Na, viel will das ja nicht bedeuten!“

„Oho, das lasse schön bleiben. Kritisire mir nur nicht die republikanische Regierungsform, denn damit würdest Du von jetzt ab meine innersten Ueberzeugungen verletzen.“

„Allen Respekt vor Deiner Republik, aber sage nur — wo liegt denn eigentlich das Land Guadalonda?“

„Weit, schrecklich weit lieber Freund,“ rief der neue Konsul mit geheimnißvoller Miene. „Ganz klar bin ich mir selbst nicht darüber. So viel weiß ich aber bestimmt, es liegt jenseits des atlantischen Oceans, rechts oder links vom Aequator, nicht weit von Australien oder näher an Amerika — kurz, da irgendwo herum.“

„Danke, nun bin ich vollkommen orientirt. Und wie bist Du denn eigentlich zu Deinem Konsulat gekommen?“

„Die Sache war furchtbar einfach: Du weißt, ich habe nicht viel zu thun, und ich kann mir schon etwas leisten. Selbst so ein kleines Nebenamt mit einem pompösen Titel. Nun existirt in London eine Agentur zur Beschaffung von Konsulaten. Vor ein par Wochen wandte ich mich dahin und bestellte mir den Titel eines Konsuls irgend einer hier noch nicht vertretenen Macht. Es wurden noch zwei bis drei Briefe zwischen uns gewechselt, und seit gestern ist die Sache all right.“

„Und wieviel hat Dich denn das Konsulat gekostet?“

„Bagatelle! Auf fünftausend Franken kam mich die Geschichte zu stehen. Dafür erhielt ich auch noch Wappen und Flagge von Guadalonda. Aber die Sache ist es werth, Komm, sieh Dir mal meinen Balkon an, wie er sich jetzt präsentirt.“

In der That, es sah nicht übel aus. Das am Balkon angebrachte Wappen zierte die Hausfront ungemein. Es war in zwei Felder eingetheilt: das eine war goldfarben mit einem Silberdelphin in der Mitte, das andere silberfarben mit einem goldenen Delphin darin. Die über dem Wappen lustig im Abendwinde flatterde Fahne war Purpurroth über und über mit silbernen und goldenen Sternen besät. Gewiß, es mußte sich ganz hübsch da oben sitzen lassen, umgeben von den Machtzeichen des republikanischen States von Guadalonda.

„Siehst Du,“ meinte der neue Konsul selbstzufrieden, „es hat wenig gekostet und verleiht doch mir und meinem Hause einen gewissen diplomatischen Anstrich. Warum auch nicht? Bisher hatte ich Vermögen und war doch der Herr Niemand. Nun aber denkt Jeder, der an meinem Hause vorbeigeht: Aha, hier wohnt der Konsul von Guadalonda! Und dabei ist es nur die Ehre, ein Amt ohne jede Mühe und Arbeit.“

Ich gratulirte dem Glücklichen aus ganzem Herzen und hatte noch am selben Abend das Vergnügen, auf dem so sehr ausgezeichneten Balkon ein noch ausgezeichneteres Nachtessen mit „Konsuls“ genießen zu können.

Ein paar Wochen später bekam mein Freund übrigens von seinem Amte eine ganz andere Meinung.

„Höre nur,“ erzählte er mir eines Tages, „mein Konsulat scheint doch mit größeren Schwierigkeiten verbunden zu sein, als ich anfangs glaubte.“

„Wieso denn?“ fragte ich ganz erstaunt.

„Vor Allem — Du kannst Dir keinen Begriff davon machen, welche Menge von Guadalondanesen sich hier in unserer Stadt aufhalten.“

„Ist das auch war? Ich erinnere mich nicht, früher je einen gesehen zu haben.“

„Beim Himmel, ich auch nicht! Seitdem ich aber Konsul bin, kommen mir jeden Tag mindestens ein Dutzend Landsleute ins Haus.“

„Und was wollen sie denn von Dir?“

„Wie Du noch fragen kannst! Geld wollen sie alle haben, denn Alle brauchen welches. Der eine Guadalondanese ist auf einer Geschäftsreise verunglückt, lag krank im Spital und verlangt Geld zur Heimreise. Der Andere ist Cirkusreiter ohne Stellung und möchte nach Konstantinopel reisen, wozu ich ihm die Kosten verschießen möge. Der Dritte ist ein in die Klemme gerathener Student, und der Himmel weiß, was die Andern sind, aber alle sind Bürger der Republick Guadalonda und suchen Schutz unter der purpurnen Flagge ihres Landes.“

„Und wie sprichst Du denn mit ihnen? Verstehst Du denn guadalondanesisch?“

„Freund, ich habe die Erfahrung gemacht, daß eine solche Sprache gar nicht existirt. Es haben sich wenigstens noch alle, die zu mir kamen, recht klar und deutlich verständlich machen können, daß sie von mir nur eines brauchen — Geld, recht viel Geld.“

In der That, mein Freund, der früher stets mit einem zufriedenen Lächeln durchs Leben gegangen war, das Prototyp abgeklärter Ruhe und Behaglichkeit — hatte jetzt seitdem er das Ehrenamt eines Konsuls erhalten, keine ruhige Minute mehr. Auf der Straße war er immer sehr eilig, und seine Stirn war von den vielen Geschäftssorgen gefurcht. Immer war er unterwegs. Bald hatte er im Ministerium etwas zu schaffen, bald bei den fremden Gesandtschaften oder bei der Polizei, denn fortwährend galt es, sich im Interesse eines Landsmannes aus Guadalonda da oder dort zu verwenden.

Auch die Frau Konsul wurde von der Republik Guadalonda stark in Anspruch genommen. Kein Akt der Wohlthätigkeit verging in jenem fernen schönen Lande, ohne daß die Frau Konsul angegangen worden wäre, das Ihrige beizutragen. Und sie trug märchenhafte Summen bei. Bald zu Wohlthätigkeitslotterien, bald zu Findelhäusern oder Wöchnerinnen-Asylen, von denen bei der riesigen Entfernung kein Mensch wußte, ob sie überhaupt existirten oder nur in der Phantasie eines findigen Republikaners in Guadalonda bestanden. Die Frau Konsul, die anfangs mit Begeisterung gezahlt hatte, versank allmählich auch in ein ganzes Meer von Zweifeln und Skrupeln über die Reellität der ihr mitgetheilten massenhaften Akte der Wohltätigkeit — sie zahlte wohl auch weiterhin recht ansehnliche Beträge, aber die Sache machte ihr schon weit weniger Freude.

Nach dieser ganzen Reihe von Unannehmlichkeiten und Unzuträglichkeiten, die mit dem neuen Amte unvermutheterweise verbunden waren, sollte dem Konsul und seinem Hause von Seiten der Republik Guadalonda auch einmal eine große Freude bereitet werden.

„Freund“, rief er mir eines Tages mit glückstrahlendem Gesichte entgegen, „weißt Du auch, daß ich jetzt ein leibhaftiges Staatsoberhaupt zu Gaste habe?“

„Was Du sagst! Ein Staatsoberhaupt?“

„Jawohl, der Präsident der Republik Guadalonda ist gestern hier angekommen und natürlich bei mir abgestiegen.“

„Es ist wohl ein Neger?“

„O, im Gegentheil, er ist so weiß wie wir auch, nur freilich etwas exotisch, wie Du Dir das denken kannst. Dabei aber ein sehr feiner, distinguirter alter Herr. Uebrigens wirst Du ihn ja heute Abend kennen lernen, wir geben ihm zu Ehren so ein kleines Fest. Um acht Uhr. Frack und weiße Binde.“ — — —

Der Präsident der Republick Guadalonda war wirklich ein sehr angenehmer, nobler Herr. Schade war, daß er nur spanisch verstand. In der Gesellschaft waren wohl Viele, die französisch, englisch und sogar türkisch sprachen, aber just im Spanischen war Keiner bewandert. Auf diese Weise der Verpflichtung, eine Konservation mit Jemand zu führen, überhoben, konnte der sich auf dem Ehrenplatze sitzende Präsident ganz ungestört den Genüssen der reichbesetzten Tafel ergeben. Der alte Herr aß sehr viel und trank noch mehr. Und da war es kein Wunder, daß er in Folge des letzteren Umstandes in eine ganz ausgezeichnete gute Laune gerieth. Am Schluß des Nachessens begann der Präsident mit den leeren Schüsseln, Tellern und Gläsern zu jongliren und mit unnachahmlicher Grazie über Tische und Bänke zu springen.

„Das ist recht guadalondanesisch,“ erklärte der Konsul seinen Gästen mit diplomatischer Miene. „Das gehört zu den dortigen nationalen Eigenthümlichkeiten. Präsident kann dort nur ein ausgezeichneter Turner werden, und unser verehrter Präsident Gomez III. scheint es in der Turnerei ganz besonders weit gebracht zu haben.“

Es war auch wirklich staunenerregend, was Präsident Gomez in seiner unbändigen Laune an Kunststücken darbot. Schließlich schien die Sache doch etwas zu weit zu gehen, und wir beide, der Konsul und ich, hatten viele Mühe aufzuwenden, bis es uns gelang, den lustigen Präsidenten in sein Zimmer zu bringen. Auch dort gab es noch nicht Ruhe, sondern begann mit mir zu boxen. Da ich nun in dieser Kunst nicht unbewandert bin, erhielt der alte Herr von mir einige wohlgemeinte Stöße in die Magengegend, was ihn sichtlich besänftigte. Er schlief bald ein, worauf wir uns in die Festgesellschaft zurückbegaben, wo wir noch lange gemüthlich beisammen blieben.

Seit diesem Abend sah ich den Präsidenten Gomez III. nicht wieder. Auch habe ich nie mehr etwas über ihn gehört. Bei meinem Freunde, dem Konsul, erwähnte man ihn nie, ja, es war ihnen scheinbar unangenehm, wenn man auch nur die leiseste Anspielung auf den Besuch des Präsidenten machte. Durch einen schwatzhaften Diener erfuhr ich später, daß Sennor Gomez damals plötzlich entdeckt hatte, daß seine Reisespesen zur Neige gingen, und daß er sich aus der Privatkasse des Konsuls einen ansehnlichen Vorschuß hat geben lassen, natürlich gegen spätere Zurückerstattung aus der Staatskasse von Guadolanda. Auch sonst soll nach der Abreise des Präsidenten der Abgang verschiedener Sachen konstatirt worden sein. Freilich konnte man auf der langen Reise, die der Präsident vorhatte, manche dieser Gegenstände nothwendig gebrauchen.

Einige Monate später veröffentlichten alle Zeitungen Kabeldepeschen mit der Nachricht, daß in der Republick Guadalonda eine Revolution ausgebrochen sei. Die Empörer haben die Hauptstadt des Landes erstürmt, sich der Staatsgewalt bemächtigt und den Präsidenten Sennor Gomez III. ermordet.

Ich mußte mit Wehmuth des alten, freundlichen Herrn gedenken, — nun sprang er ja nicht mehr über Tische und Stühle! . . . .

Eine Woche darauf brachte der Londoner „Graphic“ das Bild des ermordeten Präsidenten. Die Photographie war unglaublich schlecht gelungen. Sie zeigte einen noch auffallend jugendlichen Mann mit einem langen Schnurbart, während, wie ich bestimmt wußte, Präsident Gomez glattrasirt war. Kurz, das Bild hatte absolut keine Aehnlichkeit mit dem ermordeten Präsidenten der Republik Guadalonda, den ich persönlich kennen zu lernen das Vergnügen gehabt hatte.

Ich habe nie erfahren, in welche Differenzen sich mein Freund mit der neuen Regierung der Republik Guadalonba verwickelte. Thatsache ist, daß er vor einigen Tagen Wappen und Flagge der Republik von seinem Balkon entfernen ließ. Und jetzt lächelt mein Freund wieder stillvergnügt, wenn ich ihn auf der Straße treffe. Gegen den Titel „Konsul“ sträubt er sich aber mit Händen und Füßen.

Die alte deutsche Kaiserkrone.

Eine Kaiserkrone des neuen deutschen Reiches giebt es bekanntlich bis heute noch nicht, dagegen wird die Krone des alten deutschen Reiches in der Schatzkammer der Wiener Hofburg zur Stunde noch aufbewahrt. Die alte Krone besteht aus einem Stirnreif, der aus acht oben abgerundeten Schildern zusammengesetzt ist. Das vordere (Stirn-) Schild und das ihm gegenüber liegende Schild überragen die übrigen 6 Schilder ein wenig an Höhe und sind durch einen goldenen Bügel verbunden. Dort, wo der Bügel das Stirnschild berührt, erhebt sich über letzterem ein Kreuz. Die ganze Krone ist aus massivem Golde. Stirn- und Hinterschild, sowie die beiden Seitenschilder sind ganz dicht mit Edelsteinen besetzt, die übrigen vier Schilder tragen an den Rändern reichen Steinschmuck und sind in der Mitte mit Heiligenbildern in buntem Email versehen. Der Bügel, ein Meisterwerk der Filigranarbeit, besteht aus feinem Golddraht, in welchen echte Steine und Perlen eingeflochten sind. Der Bügel stammt aus der Zeit Kaiser Konrad's II. Das Kreuz ist sehr reich mit Edelsteinen besetzt. Innerhalb der Krone, die ein Gewicht von 7 Pfund hat, befindet sich eine Mütze aus Purpursammet. Die Krone wird fälschlich die Krone Karl's des Großen genannt, sie stammt aber wahrscheinlich aus der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts. Aus der Geschichte der Krone sei erwähnt, daß sie sammt den übrigen Reichskleinodien seit dem Jahre 1424 in der freien Reichsstadt Nürnberg aufbewahrt wurde. 1796 wurden die Reichskleinodien nach Wien gebracht. Nach der Auflösung des Reiches wandte sich die Stadt Nürnberg an Kaiser Franz I. von Oesterreich mit dem Ersuchen, ihr die Reichskleinodien wieder auszuhändigen. Seit 1424 hatte Nürnberg das privilegierte Recht zur Aufbewahrung des Krönungsschatzes. Dies Recht sei niemals er-

loschen, der Kaiser also zur Herausgabe verpflichtet. Allein der Kaiser beschied die Stadt anders: Früher sei Nürnberg eine freie Reichsstadt gewesen, heute aber sei sie eine gemeine bayerische Stadt, wie andere auch. Da könne jede Stadt kommen! Damit war die Angelegenheit erledigt. Nach der Gründung des neuen deutschen Reiches entwarf man für dasselbe drei neue Kronen, diejenigen des Kaisers, der Kaiserin, und des Kronprinzen. Alle drei Kronen sind bis heute noch nicht vorhanden, sie sind in der That nur heraldische Bilder. Die Kaiserkrone wurde einmal von einem Berliner Goldschmied angefertigt, das Reich kaufte sie indessen nicht an. Die Form dieser Krone hat in den dreißig Jahren des Bestehens des neuen deutschen Reiches bereits gewechselt. Anfänglich war der Stirnreif unten enger und erweiterte sich nach oben. Heute ist er unten und oben gleich weit, man hat der Krone überhaupt mehr Aehnlichkeit mit der alten Reichskrone gegeben. Ihr Bild ist ja einem jeden Leser bekannt, man sieht sie in allen Reichswappen. Bei großen festlichen Gelegenheiten bedient sich der Kaiser in Ermangelung der Reichskleinodien der Stücke des preußischen Krönungsschatzes, die in der That zum Theil recht kostbar sind.

Die Pathologie des Junggesellen

wird mit Humor und Wahrheit in einem Aufsatz des „Lancet“ behandelt. In einer Zeit, wie der heutigen, in welcher das Heirathsalter des Mannes in den mittleren Klassen des Volkes weiter und weiter hinausgeschoben wird, kommen die körperlichen Schädigungen des Junggesellenthums immer häufiger zur Kenntniß der Aerzte. Es ist weder für einen Mann, noch für ein Weib gut, allein zu leben, und es mag ein Stück Wahrheit in dem Worte liegen, daß ein Mann, um die Einsamkeit zu ertragen, entweder ein Engel oder ein Teufel sein müsse. Dieser Ausspruch bezieht sich aber jedenfalls nur auf die moralische Seite des Junggesellenthums; wir aber wollen hier von der physischen sprechen, denn es ist ganz zweifellos, daß es gewisse Krankheitsneigungen giebt, welche durch die Einsamkeit unterstützt werden. Die hauptsächlichste Junggesellenkrankheit ist eine „vorzeitige Dyspepsie“. Der Grund ihrer Entstehung ist nicht schwer einzusehen, er liegt, wie ganz begreiflich und allgemein anerkannt ist, in der ungeeigneten Art des Essens, zu welcher der Junggeselle verurtheilt ist. Es giebt nun sehr wenige glücklich veranlagte Leute, die für sich allein essen, und dabei das richtige Maß in Zeit und Menge einhalten können. Gewöhnlich legt der Junggeselle ein Buch oder seine Zeitung neben sich auf den Eßtisch und denkt, er wolle sich die Mahlzeit mit Lesen verkürzen und sich dadurch jene Anregung verschaffen, welche der Glücklichere in der Tafel-Unterhaltung findet. Die Absicht ist gut die Folgen aber meist von Uebel. Der Einsame vertieft sich in seinen Lesestoff und findet dann mit einem Male sein Fleisch kalt, das er nun in wenigen großen Bissen herunterschlingt. Ein anderes Mal verspürt er vielleicht großen Hunger, achtet nicht auf Buch oder seine Zeitung und ißt seine Mahlzeit so schnell wie möglich herunter, um sich dann in einem bequemen Stuhle der geistigen Anregung zu widmen. In beiden Fällen fehlen die zu einer zweckmäßigen Nahrungsaufnahme nöthigen Bedingungen. Es ist das oberste Gesetz für eine geeignete und leichte Ernährung, daß die Speisen langsam genommen werden, und der Geist während des Essens nicht zu stark beschäftigt wird. Jeder weiß, daß eine starke körperliche Anstrengung gleich nach dem Essen schädlich wirkt, und mit der geistigen Anstrengung ist es genau so. Kluge Leute sprechen überhaupt nicht während des Essens oder gleich danach, und die Beobachtung lehrt, daß in den meisten Fällen, wenn es sich nicht gerade um sehr geisteskräftige Leute handelt, bei solchen Gesprächen nicht viel herauskommt. Die leichte Unterhaltung ist die natürliche Unterhaltung von Essen und Trinken, die keinen Schaden thun kann, weil man gewöhnlich nicht viel dabei denkt. Bei der allein lebenden Frau sind die Folgen häufig ähnlich wie beim Manne, aber aus anderen Gründen. Wenn ein Mann allein essen muß, so ißt er deshalb immer genug, meist sogar noch mehr, als in Gesellschaft, während die einsame Frau wenig zu essen pflegt oder es häufig gar vorzieht, gar nicht zu kochen. Bei der Frau entsteht die Dyspepsie also hauptsächlich aus ungenügender Ernährung, und besonders schlimm ist die einsame Frau daran, wenn sie ihre Speisen allein kochen soll. Man hat den Menschen als ein geselliges Thier bezeichnet; diese Bezeichnung ist zweifellos zutreffend. Bei der Einsicht in die körperlichen Folgen des Junggesellenthums wird man auch geneigt sein, dem sprichwörtlich gewordenen mürrischen Wesen dieses Standes etwas zu gut zu halten.

Vermischtes.

Der Kaiser als Lebensretter. Der jetzige Oberwärter des Berliner Zoologischen Gartens, Pechler, hat unserem Kaiser seine Lebensrettung zu danken. Direktor Dr. Heck giebt in der neuen Konzert-Zeitung des Gartens Erinnerungen an den berühmten indischen Elefanten „Boy“ wieder, dessen Skelett noch jetzt im Elefantenhause aufbewahrt wird, und im Anschluß daran wird jene Episode erzählt, bei welcher unser jetziger Kaiser eine Rolle spielt. „Boy“, dessen Bild durch eine Lithographie von Paul Myerheim erhalten ist, war ein schwer belasteter Verbrecher: 1867 hatte er den Wärter Schmidt getödtet der sich nicht dadurch hatte warnen lassen, daß er von seinem Pflegling schon einmal mit dem Rüssel auf den Kopf gestellt worden war. Eine sehr kritische Sache war unter diesen Umständen der Umzug Boys in das jetzige Elephantenhaus, wobei nicht bloß einige Wärter mit Flinten, sondern sogar der Direktor mit Revolver und Hirschfänger dem Riesenthier das Geleit gaben, als „Boy“ durch einen eigens zu diesem Zweck aufgebauten Pallisadengang durchwanderterte, gelockt von Brot, Aepfeln und Zucker. Später ist er doch noch mal aus seinem neuen Heim nächtlicherweile ausgebrochen, als man vergessen hatte, die Zahnstange an seiner Schiebethür zu sichern; dem Oberwärter und Maschienenmeister gelang es damals, das Thier in Güte wieder hinter Schloß und Riegel zu bringen. Dieser gemeingefährliche Elefant hat nun einmal auch auf den jetzigen Oberwärter Pechler einen höchst ernsten Angriff gemacht. Als dieser eines Tages bei der Hilfeleistung in der Pflege des Thieres den Käfig betrat stürzte sich „Boy“ ganz unerwartet auf ihn, faßte ihn mit dem Rüssel und wippte den Körper Pechlers eine Zeit lang hin und her. Zum großen glück hatte Pechler die Hände frei, so daß er sie als Schutz bei dem wiederholten Anprall gegen die Wand benutzen konnte. Das würde aber dem Wärter Alles nichts genützt haben, wenn nicht in diesem Augenblick die gerade den Garten besuchenden Kronprinzlichen Kinder das Menschenleere Elephantenhaus betreten hätten. Der damalige Prinz Wilhelm erkannte mit raschem Blick die große Gefahr und holte sofort aus dem Garten Hilfe herbei, die Pechler Rettung brachte. Lediglich der Entschlossenheit unseres jetzigen Kaisers verdankt der Oberwärter sein Leben, wie er gern und mit Stolz zu erzählen pflegt.

Ein Opfer der Liebe ist die 22jährige Gouvernante C. A. geworden, die bis vor wenigen Wochen in der Familie eines am Kurfürstendamm in Berlin wohnenden Bankiers B. lebte. Dieselbe war wie das „B. Tgbl.“ berichtet, seit dem Herbst vorigen Jahres in dieser Stellung und hatte gelegentlich einer Gesellschaft einen jungen österreichischen Offizier kennen gelernt. Die jungen Leute kamen auch außerhalb des B.'schen Hauses zusammen, und der feurige Liebhaber wußte schließlich das bildschöne Mädchen zu überreden ihn nach Triest zu begleiten woselbst er die Filiale einer Berliner Fabrik leiten sollte. Seit Anfang Mai war die Gouvernante spurlos verschwunden. Alle Bemühungen der bejahrten Eltern, sie aufzufinden, blieben Erfolglos. Vor einigen Tagen fragte die Polizei eines kleinen italienischen Städtchens in der Nähe des Como-See bei Hern B. an, ob er über eine in den Gewässern des Sees gefundene weibliche Todte wohl Auskunft geben könne, da in der Tasche der von den Wellen an den Strand gespülten Leiche ein unleserischer Brief mit seiner Adresse gefunden worden sei. Da die Personalien der Ertrunkenen, die wohl schon einige Tage im Wasser gelegen hat, identisch sind mit denen der verschwundenen Gouvernante, so steht es außer Zweifel, daß das junge Mädchen von ihrem Verführer verlassen worden ist und den Tod in den Fluthen des Como-Sees gesucht hat.

Den Waarenhausdiebstahl im Großen betreibt die 40 Jahre Frau Schmuck in Berlin mit ihrer Tochter aus erster Ehe, Fräulein Kriebitz. Beide wurden dabei am Sonnabend Abend in der Leipzigerstraße ertappt. Sie benutzten das Gedränge beim Geschäftsschluß, um Waarn unter ihren Umhängen verschwinden zu lassen. Kriminalbeamte sahen jedoch das Manöver und nahmen die Diebinnen fest. Da sie trotzdem beim Verhör leugneten, so durchsuchte man sofort ihre gemeinsame Wohnung und fand dort so viele gestohlene Sachen: seidene Tücher und Stoffe, Handschuhe, Wäsche Strümpfe und Kleidungsstücke, daß eine Droschke kaum ausreichte sie fortzuschaffen. Die Verhafteten lebten in guten Verhältnissen, machten aber großen Aufwand.

Zur Einweihung des Hohensyburg-Denkmals. Man schreibt der „Boch. Ztg.“: „Die Fertigstellung des Kaiser Wilhelm-Denkmals ist nunmehr nahe. Am vorigen Dienstag trafen auf dem Bahnhof Westhofen die Standbilder Bismarck's und Moltke's ein und Ende voriger Woche langten diejenigen Kaiser Wilhelm's I., des Kaisers Friedrich, des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, des berühmten Feldmarschalls und Eroberers von Metz an. Das Hinaufschaffen der mächtigen Bildnisse zur Denkmalshöhe ist mit großen Schwierigkeiten verbunden, es sind zu diesem Zweck besondere Einrichtungen getroffen. Die Statue Kaiser Wilhelm's I. ist $7^1/_2$ die anderen sind $5^1/_2$ Meter hoch. Man hofft in dieser Woche das Denkmal fertig zu stellen.

Die große Hitze läßt die Pariser Zeitungsleute recht viel unsinniges Zeug schreiben. So liest man in dem Sportblatt „Auto-Vèlo“: „Der Kaiser von Deutschland (es giebt nur einen deutschen Kaiser) ist bekanntlich ein Sportsmann. Er ist ein großer Jäger, ein Freund des Reisesports, liebt es, selbst seine schöne Yacht „Meteor“ zu führen, und lenkt seit einiger Zeit auch eigenhändig seinen Automobilwagen. Jetzt scheint ihn das Boxen zu interessiren. Wir erfahren nämlich, daß Jim Corbett, der berühmte amerikanische Boxer, eigens verpflichtet worden ist, um vor dem Kaiser von Deutschland das englische Boxen zu demonstriren. Vielleicht wird der kaiserliche Zuschauer sich so fesseln lassen, daß er den ehemaligen „Champion der Welt“ ersucht, ihm Boxunterricht zu geben.“ Natürlich ist das Ganze ein Produkt der lebhaften Phantasie des Pariser Zeitungsmannes.

Von Haifischen verschlungen Als erstes Schiff des italienischen Geschwaders in China kehrte der Panzer „Calabria“ heim. Die Flagge wehte wegen eines furchtbaren Unglücks, das drei blühende Menschenleben dahingerafft hat, auf Halbmast. Als die „Calabria“ in den Hafen von Colombo einlief, warf sich ein Matrose in selbstmörderischer Absicht über Bord. Beim Herablassen eines Rettungsbootes öffnete sich aber einer der Haken des Krahns, das Boot fiel ins Meer und mit ihm die gesammte Bemannung: ein Steuermann und zehn Matrosen, von denen drei den dort zahllos umherwimmelnden Haien zum Opfer fielen, während der „Selbstmörder“ wohl und munter wieder an Bord gebracht werden konnte und nun in Eisen gelegt wurde.

Das Gewicht des Rauches. In einer englischen Lebensbeschreibung von Sir Walter Raleigh wird erzählt, daß die große Tudor-Königin oftmals sehr familiär neben diesem ihrem Günstling gesessen habe, während derselbe plauderte, lachte und ihr Wetten anbot. Eines Tages machte sie die Bemerkung, daß er bei allem seinem Scharfsinn ihr doch nicht das Gewicht des Rauches angeben könne. „Majestät“, entgegnete Raleigh, „die Sache ist ganz leicht“. Elisabeth war aber ungläubig und bereit, mit ihm darum zu wetten, daß er es nicht vermöge. „Majestät mögen selbst entscheiden“, antwortete der Seeheld. Hierauf ließ er sich eine kleine Menge Tabak bringen, wog ihn in ihrer Gegenwart, stopfte ihn dann in eine silberne Pfeife und fing an zu rauchen, bis der Tabal verzehrt war; dann schüttete er die übrig gebliebene Asche in eine Wagschale, um sie gleichfalls sorgfältig zu wiegen, und nachher bezeichnete er der Königin den Unterschied zwischen dem Gewicht des Tabaks und dem der Tabaksasche als das Gewicht des Rauches. Die Königin bezahlte lachend die verlorene Wette und sagte, mit Anspielung auf die Alchymisten der damaligen Zeit, sie habe zwar von vielen gehört, die Gold zu Rauch machen, bisher habe sie aber noch von Niemandem gehört, daß er Rauch in Gold verwandeln könne. Von dem Tage an datirt eigentlich der Gebrauch des Tabaks in England und bald ward dasselbe von einem Ende bis zum anderen von Tabakqualm durchzogen.

Eine große Sanitätsübung der Rothen Kreuzvereine wird am Sonntag, den 23. Juni unter Führung der Berliner Unfallstationen und unter Mitwirkung der Feuerwehr auf dem Versuchs- und Uebungsfelde der Ausstellung für Feuerschutz- und Rettungswesen in Berlin veranstaltet werden. Die Uebung wird die Kriegs- und Friedensthätigkeit der Vereine zur Darstellung bringen.

Ein Gauner hat Berliner Firmen um Waaren im Werthe von 200 000 Mk. betrogen. Er begann vor etwa zwei Monaten mit dem Einkauf von Juwelen bei einem der bedeutendsten Brillantenhändler Berlins. Die erste Rechnung wurde pünktlich bezahlt, dann ein größerer Auftrag gegeben, die Rechnung wieder bezahlt und ein dritter noch größerer Auftrag ebenfalls. Nun bezog sich der Gauner, dessen Name J. Simonson ist, auf die obige Juwelenfirma und erhielt bei andern Häusern Kredit. Juwelenhändler, Klavierfabrikanten, Bronzehändler, Linnenhändler und Kleiderfabrikanten schickten in seinem Auftrage Waaren nach London, wohin auch Herr Simonson abreiste, — ohne zu bezahlen.

Von einem Infanteristen erstochen. Aus Olmütz berichtet man der „N. Fr. Pr.“: Der Infanterist Stanislaus Patermann gerieth Abends mit der Branntweinhändlerin Cäcilie Pinsker in Streit und entfernte sich, als diese ihren Gatten zu Hilfe rief. Er kehrte jedoch bald zurück und führte mit dem Bajonett einen Stich gegen Cäcilie Pinsker, welche, ins Herz getroffen, todt niedersank. Patermann wurde der Militärbehörde übergeben.

Als Schnadahüpfl aus China bezeichnet Felix Dahn folgenden derb-kräftigen „baierischen Hunnenbrief“, den er in den „Münch. N. Nachr.“ veröffentlicht:

Mei Vata, bei Bazeilles hat er sackrisch g'rauft;
„Die blauen Teifi“ hab'n's dortmals uns tauft;
Jetz will i a mol drent in China schaug'n.
Ob die boarischen Buben zu'n raufa no taug'n!

O Jessas, wie is dös Wasser so weit!
Und der Wind und die Wellen, die thoan wie net g'scheid.
Es draht mer en Kopf und es draht mer en Mag'n
Und en Badersee hab' ich do allweil vertrag'n.

Bei Taku hat's kracht und bei Tientsin hat's g'schnallt!
Bua, mit de Granaten — dös is der a G'walt.
Aber g'rauft ham mer lusti — da hat's gar koa G'fahr! —
Als ob's auf der Garmischer Kir'weih war'.

A so a Chines is a dreckiger Tropf:
Nie wascht er eam's Gesicht, grad, allweil an Zopf.
Und da kochen's mer allweil und allweil an Thee
Und thuat mer der Hals und der Bauch do net weh!

An anderes Trankel, — dös tauget halt mir:
Woaß garnimma wie's ausschaut, es Hofbräuhausbier!
Da kemma mer an Berg, — Bua, der war net kloa:
Nix was grundschieche Löcha und Mordstrumm von Stoa

De Preiß'n haben g'schnauft! In Berlin lernst net es kraxeln!
Da ruft der Major: „jetzt, ihr boarischen Haxeln,
Jetzt zeigt's, was es könnts! G'schwind 'nauf auf dö Wand!
Denkt's: da stehn sechs Gamseln am Herzogenstand!“

Da ham mer g'rad g'lacht und — hast es net g'sehn! —
Gar g'schwind sammer d'rob'n am Herzogstand g'wen.
Die Chinesen san g'loffen mit brinnrote Köpf,
Wie die Lampl-schwoafeln san g'flogen die Zöpf'.

Und scheckige Fahnd'ln ham mer g'nommen in Mass' —
G'rad wie am Oktoberfest war Dir der Spaß.
Aber jetzt hab' i g'nua bald von Dreck und von Thee:
Mi ziagt's halt zu'n Deandel: — Sau-China, adje!

Vom Büchertisch.

Soeben erschien im Verlage von Hugo Bermühler Berlin: „Das Recht der Laien gegenüber den Aerzten“ von Magnus Schwantje Preis 60 Pf.

Für die Redaction verantwortlich Karl Frank in Thorn

Handelsnachrichten.

Amtliche Notirungen der Danziger Börse.

Danzig, den 11. Juni 1901.

Für Getreide, Hülsenfrüchte und Oelsaaten werden außer dem notirten Preise 2 M. per Tonne sogenannte Factorei-Provision usancemäßig vom Käufer an den Verkäufer vergütet

Weizen per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch hochbunt und weiß 777—783 Gr. $174^1/_2$—176 Mk.

Roggen per Tonne von 1000 Kilogramm per 714 Gr Normalgewicht
inländ. grobkörnig 741 Gr. 132 Mk.

Amtl. Bericht der Bromberger Handelskammer

Bromberg, 11. Juni 1901.

Weizen 170—175 M., abfall. blau sp. Qualität unter Notiz.

Roggen, gesunde Qualität 136—144 Mk.

Gerste nach Qualität —.

Futtererbsen 150 Mk.

Kocherbsen 180—190 Mark.

Hafer 145—150 Mk.

Der Vorstand der Producten-Börse.

Polizeiliche Bekanntmachung.

Von beachtenswerther Seite ist darauf hingewiesen worden, daß die feilgehaltenen Mineral-Wässer, wie Selterser, Soda-Wasser u. A. m., an die Abnehmer oft eiskalt verabfolgt werden und daß der Genuß so kalten Wassers auch in normalen Zeiten leicht ernste Verdauungsstörungen von längerer Dauer nach sich zieht.

Die Verkäufer von Mineralwasser im Ausschank werden hierdurch angewiesen, das Getränke nur in einem der Trinkwasser-Temperatur entsprechenden Wärmegrade etwa 10° C. abzugeben sind.

Das Publikum wird daher vor dem Genuß eiskalter Getränke überhaupt, insbesondere aber der Mineralwässer gewarnt.

Thorn, den 15. Mai 1901.

Die Polizei-Verwaltung.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn.